

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 11 (1917)
Heft: 2

Artikel: Das Gewissen des Christen und die Armee : Verteidigungsrede
Autor: Picot, Albert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-134058>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Gewissen des Christen und die Armee.¹⁾

Berteidigungsrede,

gehalten am 19. Juli 1916 vor dem Militär-Territorialgericht der I. Division in Lausanne durch Hauptmann Albert Picot, Adjutant des vierten Infanterie-Regiments (vom Angeklagten gewählter Offizial-Berteidiger), zur Berteidigung von John Baudraz, Lehrer an der Freien Schule in Wissy (Waadt).²⁾

Herr Major, meine Herren Richter!

Bevor ich die Berteidigung Baudraz übernehme, welcher so lange Verhandlungen vorausgegangen sind, bitte ich Sie, Herr Major und Sie, meine Herren Richter, meine Kameraden im Heer, um Ihre ganze Nachsicht und um Ihre moralische Unterstützung. Die Aufgabe, die ich zu erfüllen habe, bietet zwiefache Schwierigkeit. Sie ist schwer, erstens darum, weil ich, so wie ich hierher komme, nicht genügend vorbereitet bin, um an der Erörterung hoher theologischer Fragen teilzunehmen, wie sie während des ganzen Vormittags besprochen worden sind. Im Grenzdienst steht man des Morgens früh auf und treibt sich am Abend noch spät auf den staubigen Straßen herum, man geht auf in den kleinen Pflichten des Augenblicks und all dies ist eine schlechte Vorbereitung für die Teilnahme an Verhandlungen, welche, wie diese, durch die Haltung des Angeklagten, durch den Scharfsinn Ihrer Fragen und durch die so hochherzigen Anschauungen des Herrn Hauptmann-Auditors eine höhere Bedeutung erlangt haben.

Meine Aufgabe ist aber auch darum schwer, weil es eine heikle Sache ist, einen Refraktär zu verteidigen, während so viele andere draußen im Dienst Tag für Tag ihre Soldatenpflicht erfüllen. Erlauben Sie mir, während meiner Berteidigungsrede keinen Augenblick diejenigen zu vergessen, die ich an der Grenze zurückgelassen habe; meine Soldaten, meine Genossen in der Erfüllung der gleichen freudig übernommenen Pflicht.

¹⁾ Uebersetzung von Frau M. Brenner-Galinger in Basel.

²⁾ Der Füsilier, Lehrer John Baudraz, ins erste Bataillon des Auszugs eingeteilt, hat die erste Mobilisation seiner Division vom 3. August 1914 bis 6. März 1915 mitgemacht. Von Gewissensstrupeln erfaßt hat er sich schließlich entschlossen, beim Wiederaufgebot vom Mai-Juni 1915 den Dienst zu verweigern. Zur Beobachtung in die Irrenanstalt Céry gegeben, ist er als geistig gesund erkannt und hierauf vom Militärgericht der ersten Division im August 1915 zu vier Monaten Gefängnis verurteilt worden.

Als 1916 die Kompagnien III und IV seiner Division wieder aufgeboden wurden, hat er sich bei der Einberufung seiner Einheit nicht gestellt und sein Fall ist am 19. Juli 1916 in Lausanne abgeurteilt worden. Die hier folgende Berteidigungsrede ist als Antwort auf die Anklage des Herrn Hauptmann-Auditors Ed. Chapuisat gehalten worden. Das Gericht hat Baudraz zu fünf Monaten Gefängnis und zum Verlust der bürgerlichen Rechte auf zwei Jahre verurteilt. Durch Begnadigungsanspruch von General Wille ist er von der Gefängnishaft befreit worden.

Der Fall, den wir vor Augen haben, ist kein gewöhnlicher Fall, der sich dem üblichen Rahmen Ihrer Verhandlungen anpaßt, keiner von den Fällen, auf welche die gebräuchlichen Entschuldigungen der Advokaten passen: Anreiz, schlechte Einflüsse, schlechte Erziehung. Es ist der Fall eines ehrbaren, nüchternen, arbeitsamen Mannes, der früher ein guter Soldat gewesen ist und der sich aus Gewissensgründen weigert, seinem Lande zu dienen und dessen Grenzen zu verteidigen.

Wie sollen wir ihn beurteilen? Für was sollen wir ihn halten? Diesen Mann, welcher seit einem Jahre in seiner Haltung verharret, dessen Benehmen bescheiden ist, welcher überall, wo er hinkommt, Anteilnahme erweckt, der uns große, beunruhigende Fragezeichen zeigt und zu wollen scheint, daß wir, allem Widerstreben zum Troste, die Frage nach der Militärpflicht von neuem und ernstlicher vor unser Gewissen stellen, als Schweizer, als Christen und als Menschen.

Wir alle, die wir in diesem Saale das Waffenkleid tragen, Richter, Zeugen, Verteidiger, Gerichtsaalwachen, wir haben keinen Augenblick gezögert, unsere Soldatenpflicht zu erfüllen, als in jenen schwülen letzten Julitagen des Jahres 1914 die Trommel ertönte und die Männer unter die Waffen rief. Unser innerstes Wesen, unser ganzes Wollen und Empfinden trieb uns damals an, unsere Pflicht zu tun und unser bedrohtes Land zu verteidigen, das Vaterland, unsere Heimat und diejenige unserer Lieben. Wir hätten geglaubt, unser heiligstes Gut zu gefährden, wenn wir nur einen Augenblick gezögert hätten.

Seit jener Zeit hat die erste Begeisterung nachgelassen. Die Stunden sind dahin, wo man über sich selbst hinausgehoben war, wo man getragen, gedrängt war von einer inneren Macht, aber in der Stille und Einförmigkeit des Grenzdienstes, durch alle die langen Monate hindurch, ist doch unsere Ueberzeugung dieselbe geblieben. Unsere Pflicht ist es, das Land zu bewachen, nicht, es im Stiche zu lassen, was von unserer Seite schnöde Feigheit wäre. Wir wissen, daß wir Soldaten unsere Heimstätten verteidigen, und nicht nur diese, sondern zugleich ein hehres Erbeil geistiger und sittlicher, langsam erworbener Güter, ein Erbeil alter und bewährter christlicher Tugenden. Wir wissen, daß wir einen Begriff verteidigen, den Begriff eines Landes, welches in einer und derselben friedlichen Gemeinschaft verschiedene Rassen und Bekenntnisse, verschiedene Geistesverfassungen, man könnte fast sagen, verschiedene Völkerschaften vereinigt, den Begriff eines Landes, wo Lateiner und Germanen, anstatt sich zu erwürgen, sich die Bruderhand entgegenstrecken und Europa damit offenbaren, wie nach dem Kriege ein neues Zeitalter aussehen könnte, das weniger entsetzlich und dem Ideale näher wäre.

Wenn wir zurückblicken, so erkennen wir wohl, wie in der Geschichte sowohl Kampf als Krieg notwendig gewesen sind zur Wahrung der teuersten Güter der Menschheit. Was wäre aus der Zivilisation

geworden, wenn Leonidas bei den Thermopylen, wenn die Athener bei Marathon, die Römer bei Cannä nicht mit äußerster, heldenhaftester Anstrengung die beiden Geburtsstätten unserer Kultur verteidigt hätten, Griechenland und Rom? Was wäre aus der entstehenden Demokratie geworden, wenn die Schweiz sich seit Morgarten von dem hochmütigen Oesterreich hätte erdrücken lassen? Wo wäre Europa jetzt, wenn vor zwei Jahrhunderten die Nationen sich nicht verbündet hätten gegen den Sonnenkönig und seine Vorkehrungen zur Alleinherrschaft und vor einem Jahrhundert gegen diejenigen des napoleonischen Cäsarismus? Wo wären heute wir, wenn Europa ohne gegen die verletzten Verträge Einspruch zu erheben, einem der ungeheuerlichsten Anläufe zur Weltherrschaft, den es je zu bestaunen Gelegenheit hatte, untätig das Feld überlassen hätte?

So peinlich sie ist und so sehr sie dem sehnsüchtigen Streben nach einer erneuten Menschheit, das wir im Herzen tragen, zuwiderläuft, so besteht die Pflicht zum Militärdienst eben doch als eine dringende, zeitgemäße, gebieterische Pflicht, eine Geburt der Notwendigkeit. Das Land steht mitten im Orkan. So wenig wie Bergsteiger, die, am gleichen Seile angebunden, vom Unwetter überrascht werden, können die Bürger, die eine gemeinsame Verantwortung tragen, das Recht haben, ihre Bande zu lösen. Wenn das Christentum und die Kirche, wenn die Christen ihre Aufgabe, den Frieden zu wahren, versäumt haben, Schmach über sie! aber jetzt ist nicht der Augenblick, sich einem unbedingten Pazifismus hinzugeben, der langer Vorarbeit bedurft hätte und der, wenn er sich jetzt auf unserem kleinen Gebiet durchsetzen sollte, uns dem Ausland überantworten würde.

Wenn wir zu unseren Nachbarländern hinüberblicken und auf Alle, welche ausgezogen sind, um für ihr Land zu sterben, für die gute Sache der bedrohten Heimat und des verletzten Rechtes, so wissen wir wohl, daß sie vielleicht den Tod im Herzen ausgezogen sind, gequält, zerrissen, aber doch Ueberwinder dessen, was sie für nichtige Bedenken ansahen. All diese großen und treuen Herzen, die für ihr Land starben, sind mit gutem Gewissen in den Tod gegangen und haben mehr an ihre Pflicht, sich zu opfern, als an das Unrecht, zu töten, gedacht. Mit gutem Gewissen sind sie gestorben, alle die wahren Christen, die wie Charles Péguy sich auf dem heißen, dampfenden Boden an der Marne zur Ruhe gelegt haben, nachdem sie ihre ganze Kraft für den Sieg eingesetzt hatten. Und wenn wir in unsern Dörfern an der Grenze daran arbeiten, unseren Mannen die harte Pflicht des Soldaten bis in alle Einzelheiten einzuprägen, so wie sie heute gefordert wird, so wissen wir, daß wir nicht ihre Gewissen irreführen, sondern daß wir im Gegenteil daran arbeiten, zuverlässige Menschen zu erziehen, die sich ihrer Verantwortlichkeit besser bewußt werden und sich selbst vergessen lernen sollen. Und wir wissen gar wohl, daß diejenigen, die ihre Soldatenpflicht am besten erfüllen, uns oft auch in der Verfolgung der höchsten, edelsten Ziele vorangehen.

Stark in dieser frohen Ueberzeugung gehen wir vorwärts. Die Waffe ist geladen, der Säbel schlägt die Seite unseres Pferdes, so geht es dem morgen entgegen, das uns vielleicht den Krieg bringt. Und wenn wir den Krieg annehmen müssen, dann wird die Pflicht, sich zu schlagen, unbestreitbar und unbestritten sein.

Während wir in dieser Atmosphäre selbstverständlichster Entschlossenheit leben, da erhebt sich ein Mann, der bis dahin ein guter Soldat gewesen ist, und sagt: „Ich will nicht mehr dienen. Mein Gewissen verbietet es mir. Christus, mein Meister, dem ich vor allen andern dienen will, war ein Friedefürst; er hat gesagt: Friede auf Erden und Heil den Menschen des Wohlgefallens Gottes. Er hat gepredigt, daß die Menschen Brüder seien und einander lieben, nicht aber einander töten und erwürgen sollen. Der Mord ist eines Christen unwürdig. Ich will nicht töten. Ich verlasse meine Kompagnie und kehre nach Hause zurück ohne Angst vor dem, was meiner wartet.“

Und diesem Verhalten bleibt er treu. Nicht der Rat seiner Vorgesetzten, nicht die dringenden Mahnungen eines Feldpredigers, nicht das Bewußtsein all des Kummers, den er seinem Vater, einem Soldaten von 1871, bereiten wird, nicht die Furcht, seine Stelle zu verlieren, die er sich Prüfungen, Arbeit und Anstrengungen aller Art hat kosten lassen, nicht einmal die Aussicht auf monatelange Haft, vermögen seine Ansichten zu ändern. Ohne Reden zu halten oder feierliche Einsprachen zu erheben, ohne irgend jemandem einen Vorwurf zu machen, bleibt er mit zäher Ausdauer bei seiner Weigerung.

Diesen Mann haben Sie zu beurteilen, ich zu verteidigen. Es ist im Grunde die gleiche Aufgabe, da es sich weder um juristische Spitzfindigkeiten handelt, noch um das vorgefaßte Urteil eines Richters, der schon entschlossen ist, zu verdammen, sondern darum, in gutem Glauben diesen Mann verstehen, seine Beweggründe kennen zu lernen und mit freiem und gerechtem Sinne auf ihn ein Gesetz anzuwenden, das weder Sie noch ich heute aufheben können.

Ist dieser Mann ein schlechter Soldat? Einer jener Nichtstuer, denen jedes Mittel recht ist, um sich ihren militärischen Verpflichtungen zu entziehen, ein Unbotmäßiger, oder einer jener Gebildeten, welche ihren Kameraden den Dienst verleiden, weil sie in der Handhabung der Waffen und im Taktschritt ungeschickter sind als sie?

Nichts erlaubt uns, das vorauszusetzen. Man braucht nur Baudraz' Dienstbüchlein zu prüfen, seine regelmäßig gemachten Wiederholungskurse, wobei in keinem Jahre ein Urlaub oder eine Ersatzsteuer verzeichnet ist, seine 250 Tage Militärdienst und die Zeugnisse seiner Vorgesetzten. Sowohl Hauptmann Perrier, sein Kompagniechef, als Major Guignard, sein früherer Bataillonskommandant, geben über ihn die günstigste Auskunft. Der letztere Offizier hat ihn besonders genau beobachtet, weil er seine Bedenken und Hemmungen kannte. Er bestätigt, daß er ein guter Soldat gewesen sei, der nie Anlaß zur Klage gegeben habe. Er ist durch sein Betragen keinen Mühen und Anstren-

gungen ausgewichen. Er hat im Gegenteil die Verhaftung und all ihre qualvollen Einzelheiten freiwillig auf sich genommen: die wiederholten Verhöre während seines Aufenthaltes in Cerny, die Ueberführung von einem Gefängnis in's andere, die Gerichtssitzung in Bruntrut, die lange Haft in Orbe, all die Leiden einer schiefen Stellung seiner Familie und seinen Freunden gegenüber und das ganze Unglück seiner zerstörten beruflichen Laufbahn. Trotz aller Schonung, die man ihm hat angedeihen lassen, sind es eine ganze Reihe von Leiden, die er voraussehen konnte und gegen welche jeder gerne ein paar frühzeitige Tagwachten, ein paar anstrengende Tage und einige langweilige Wochen eintauschen würde. Baudraz ist kein Faulenzer.

Oder ist dieser Mann etwa ein Anarchist? Der erste Urteilspruch von 1915 scheint dies zu sagen. Ich glaube, er hat Unrecht. Der Anarchist ist ein Pessimist. Er ist gereizt und verbittert, eifersüchtig auf die Genüsse der Andern. Weil er sein Teil an irdischem Glück nicht erhalten hat, möchte er die Gesellschaft, die ihn vernachlässigt, vernichten, und er hegt in seiner Seele das Traumbild jenes einen großen Abends, wo die verfluchte Welt und er mit ihr in's Nichts versinken wird. Seine Auslehnung ist grundstürzend. Er lehnt sowohl das eiserne Gesetz der Armee ab als auch dasjenige der gegenseitigen Liebe und Verantwortlichkeit.

So ist Baudraz nicht. Er anerkennt den Staat, er anerkennt das Vaterland und die gewöhnlichen, menschlichen Gesetze. Wenn die Schweiz von ihm einen harten, mühevollen bürgerlichen Dienst verlangen würde, so würde er ihn leisten. Auf allen Gebieten menschlicher Tätigkeit außerhalb der Armee ist Baudraz fleißig und fügsam, er ist ein guter Sohn, ein guter Gatte und Vater, ein guter Lehrer. Das beweisen überreichlich die vielen Aussagen über ihn, die sich in den Akten befinden, und wenn man noch Zweifel hegen möchte, so würde sie das Zeugnis des Hrn. Major Roulet, des Kommandanten des 2. Kavallerie-Regiments, völlig widerlegen. Die persönliche Stellungnahme Baudraz' richtet sich nicht gegen die Gesellschaft, wie sie auch sein möge; sie ist die Tat eines Mannes, der durchaus überzeugt ist, daß es Gesetze und Verordnungen geben muß, der sich aber gegenüber den vergänglichen, menschlichen Gesetzen unserer Gesellschaft auf das ewige göttliche Gesetz beruft, so wie es uns durch Christus und die Heilige Schrift gegeben ist. Der Gedanke, daß das höhere Gesetz seines durch die Bibel erleuchteten Gewissens dem menschlichen, wandelbaren Gesetze vorzuziehen sei, ist bei Baudraz durchaus nicht nur eine unbewußte Theorie, die ich als Intellektueller ihm gleichsam in den Mund lege, um seine Haltung zu rechtfertigen. Er findet sich in allen seinen Schreiben; er bildet sozusagen die Richtlinie seines Betragens.

Durch diesen überströmenden Idealismus, welcher die Bedingungen unseres gegenwärtigen Lebens vergiftet, um jetzt schon die Ordnungen einer erneuerten Gesellschaft anzunehmen, ist Baudraz nicht sowohl ein Individualist, welcher seinen Hochmut oder seinen Haß der

Gesellschaft entgegenseht, als vielmehr ein sehr verfrühter Universalist, der Bürger einer Welt, der wir wohl entgegensehen und die wir schaffen sollen, die aber, ach! noch nicht besteht.

Nicht der Pessimismus ist seine Triebkraft, sondern ein ganz außergewöhnlicher, christlicher Optimismus, der sich auf den Glauben gründet, der Berge versetzen möchte und sie tatsächlich — hie und da versetzt. Sollte Baudraz dann gar ein armer Geisteskranker sein, ein Narr, ein Wahnsinniger?

Es ist dies die Hypothese des Herrn Feldpredigers Colomb. Dieser, ein geistvoller Mann, Baudraz' Feldprediger zurzeit seiner Verhaftung im Juni 1915, sieht in der Person des Angeklagten einen Schwachkopf, physiologisch unfähig, der Suggestion der Worte Widerstand zu leisten. Und es wäre schon verführerisch für einen Verteidiger, sich hinter die Autorität des würdigen Geistlichen zu retten. Was wäre bequemer, als zu Gunsten des Angeklagten Irrsinn anzunehmen, Geisteschwäche, Unzurechnungsfähigkeit? Es wäre ein müheloser, vorgezeichneter Weg, aber, meine Herren Richter, ich würde es für Unrecht halten, ihn zu betreten und Sie darauf nachzuziehen.

Wenn wir sagen, ein Angeklagter sei verrückt, so heißt das vielleicht, ihn vom Strafgericht befreien, aber es heißt zugleich, ihn doppelt bestrafen in den Augen der Seinigen, es heißt, ihn entwerten, ihm das Ansehen eines für seine Taten voll verantwortlichen Mannes rauben. Der Lehrer Baudraz hat sich in dieser ganzen Angelegenheit so ernst und so beharrlich gezeigt, daß man ihm die Erledigung derselben durch eine bloße Ausflucht ersparen sollte, und ich möchte ihm das Beleidigende einer solchen Verteidigung nicht antun. Wenn er mit vollem Bewußtsein handelt, so soll er auch wie ein voll bewußter Mann behandelt werden und nicht wie ein armer Geistesgestörter.

Daß zu Baudraz' Ideen nur eine Minderheit sich öffentlich bekennt, das ist noch kein Grund, sie für die Ideen eines religiösen Schwärmers oder eines Verrückten anzusehen. Sie sind je und je in der Christenheit vorgekommen und sind oft durch Persönlichkeiten vertreten worden, die weder der Kirche noch der Geschichte als Schwächlinge gegolten haben. Um Ihnen dies zu beweisen, will ich nicht nach entlegenen Quellen forschen, die ich in meiner geringen Vertrautheit mit der Theologie nicht kenne, es wird genügen, wenn ich Ihnen zwei Artikel aus einer westschweizerischen Zeitschrift anführe. Sie sind der „Revue de théologie et de philosophie“ entnommen, welche von Pfarrern und Professoren der romanischen Schweiz herausgegeben wird und welche man — ich glaube mich darin nicht zu irren — bei unsern orthodoxesten und ernstesten Geistlichen überall findet. (Zeichen der Zustimmung bei einigen anwesenden Pfarrern.) Der erste Artikel stammt von dem betrauertem Dr. Henri Secrétan. Er ist betitelt: „Le service militaire et les premiers chrétiens“ und zeigt uns, daß während der ganzen großen Zeit der frühesten Kirche die Christen der Ansicht gewesen sind, der soldatische Dienst

vertrage sich nicht mit dem Glauben. Gerade in dieser Frage sind sie mit der römischen Macht zusammengestoßen und haben sich dadurch die ersten Verfolgungen zugezogen. Diese Tatsache ist bekannt, sie wird in den Schulen im Religionsunterricht gelehrt, und wenn Baudraz sie auch vorübergehend vergessen hätte, so hätte er sie im Artikel *Secrétans* glänzend dargestellt wiedergefunden. Er hat diesen Artikel gelesen und hat sich, während er ihn las, nicht mehr allein gefühlt, sondern als der Erbe einer alten, von Märtyrern und Aposteln überkommenen Ueberlieferung.

Der zweite Artikel ist von Pfarrer Maurice Neeser, einem sehr bekannten westschweizerischen Theologen, dessen wundervoll geschriebene Bücher nicht nur in der religiösen, sondern auch in der weltlichen Presse die günstigste Beurteilung gefunden haben. Nun finde ich bei Neeser¹⁾ zuerst einmal die Bestätigung dessen, was *Secrétan* uns über die Haltung der ersten Christen sagt. Er führt Tertullian, Origenes und Lactanz an, welche es nacheinander ausgesprochen haben: „Das Leben kann nicht zugleich Gott gehören und dem Cäsar Wir können den Soldatenstand nicht gutheißern.“ — „Gottes Verbot, zu töten, duldet keine Ausnahmen.“ — „Wir würden nicht für den Kaiser kämpfen, selbst wenn er uns verfolgen sollte.“

Ich finde bei Neeser aber noch viel mehr. Ich finde, was übrigens nicht verwunderlich ist, die Feststellung, daß es keine evangelische Kriegsmoral gibt, und daß der Grundzug des Christentums gerade auf dem Kampf mit geistigen Waffen beruht, welche den Waffen der rohen Gewalt entgegengesetzt werden. Der Verfasser erblickt in dem Widerstand der christlichen Märtyrer gegen den Kriegsdienst ihre höchste Leistung, durch welche das Christentum seine ideale Stellung behauptet und sich am reinsten geäußert habe. Er sieht in der Anwendung des Grundsatzes, dem Uebel nicht zu widerstreben, das eigentliche Wesen der christlichen Lehre. Der Verfasser betont am Ende seines Artikels, daß jetzt nicht der Augenblick sei, die Mahnung Jesu gemeinverbindlich machen zu wollen, und daß er selbst nur für die Leser einer bestimmten Zeitschrift schreibe: Alles unter der Sonne hat seine Zeit: Es gibt eine Zeit, wo man dem Schicksal gebietet und eine Zeit, wo man ihm gehorcht, eine Zeit, wo man die Möglichkeiten der Freiheit nutzbar machen soll und eine Zeit, wo man der eingetretenen Notwendigkeit weichen muß, sei sie günstig oder schrecklich, je nach der Art, wie die Freiheit ihre Möglichkeiten benutzt hat. Die Zeit, in der wir frei waren, der Menschheit eine Zukunft des Friedens zu bereiten, haben wir dazu verwendet, ihr den Krieg zu bereiten, nach den Weisheitsbegriffen der Kinder dieser Welt.

Nun heißt es, das eherne Schicksal des Krieges erleiden. Man könnte sich nicht besser ausdrücken, aber kann Herr Neeser glauben,

¹⁾ La morale évangélique et la guerre, „Revue de théol. et de phil.“, Nos. 12, p. 414, 415, 428, 430.

daß seine so überaus geistvolle, fesselnde und beredete Verteidigung des christlichen Grundsatzes von dem Kampfe mit ausschließlich geistigen Waffen, niemanden überzeugen, oder daß jedermann die Einschränkungen der letzten Seite völlig gelten lassen werde? Baudraz jedenfalls hat nicht so gedacht. Er hat die Reeserschen Aussprüche gelesen. Sie haben zwar gewiß nicht seine schon gebildete Ueberzeugung bestimmt, aber er hat aus ihnen die Gewißheit gewonnen, daß seine Zweifel und Bedenken nicht die eines Einzelnen seien. Als einfacher Christ, zum Militärdienst einberufen, von dem seine Berufsgenossen oft befreit werden, hat er seine Ueberzeugung sofort in die Tat umgesetzt. Er sagt selbst, er wirke, solange es Tag sei. Dies ist gewiß ein Irrtum, aber braucht es eine Berrücktheit zu sein?

Uebrigens muß man, um von Geisteskrankheit zu reden, hiefür zuerst eine ärztliche Bestätigung haben. Diese besitzen wir nicht. Nach den von Herrn Colomb und den Offizieren der Kompagnie geäußerten Zweifeln, die verständlich und berechtigt waren, ist Baudraz nach der Irrenanstalt Céry geschickt worden. Er ist lange und sorgfältig beobachtet worden. Nach einem Aufenthalt, der vielleicht auch stärkere Geister verwirrt hätte, hat der Oberleutnant Dr. Preißig der Militärbehörde ein Zeugnis zugestellt, welches den normalen Zustand des Angeklagten darlegt. Dieser ist weder aufgereggt noch besessen, er ist im Gegenteil ruhig, friedfertig und hat das langsame, wohlerrungene Urteil eines Mannes, der nicht gewohnt ist, große Probleme zu wälzen. „Er ist ein Mann“, sagt der Bericht, „der aus den Lehren des christlichen Glaubens ziemlich logische Schlüsse zieht“. Man sagt oft, die Irrenärzte sähen überall Irrsinnige. Hier sehen sie nun einen Gesunden und halten ihn für gesund, muß er es dann nicht sein? Seien wir doch nicht scharfsichtiger als sie.

Und, meine Herren Richter, ich frage Sie, dürfen wir, die wir nicht Aerzte sind, wirklich einen Mann zum Narren stempeln, dessen einzige außergewöhnliche Tat darin besteht, daß er seinen Nächsten nicht umbringen will, einen Mann, der einen Grundsatz vertritt, dessen allgemeine Anwendung den Krieg sofort beenden würde? Zu dieser Stunde, wo wir hüben und drüben so viele gute Willenskräfte in einem tragischen Kampfe sich vergeuden sehen, zur Stunde, wo Europa, nach dem Ausspruche eines Japaners, das Harakiri aller seiner Reichtümer und Geisteskräfte langsam vorbereitet, zur Stunde, wo die größten künstlerischen und sittlichen Güter sinnlos verschlungen und vernichtet werden, zur Stunde, wo Brüder einander töten, weil sie in entgegengesetzten Heeren dienen, wo, ohne daß Rassen- oder Glaubensfragen es rechtfertigen, die entsetzlichste Schlächterei ganze Gegenden überzieht, da frage ich Sie doch: Wo liegt die Narrheit? Liegt sie da, wo Fürsten und Fürstensöhne, blindwütige Militaristen, kriegslustige Nationalisten, Theoretiker der Gewalt und des sinnlichen Lebensgenusses, unbekümmert um ihre Verantwortung, ohne eine Gefühl für die Berrücktheit ihrer Tat diese Greuel entfesselt haben? Oder liegt sie in der Seele des

schlichten Mannes, des einfachen Sohnes der waadtländischen Erde, der in der Aufrichtigkeit seines Glaubens erklärt: „Welches auch die triftigen Gründe meines Landes sein mögen, ich will meine Hände rein bewahren von dieser ganzen blutigen Sache.“

Narrheit gegen Narrheit. Die Narrheit des Kreuzes führt Jesum nach Golgatha und seine Apostel an die vier Enden der Erde. Für sie sterben sie in den Amphitheatern Roms und auf den öffentlichen Plätzen von Ephesus, durch sie wird nach und nach die Welt neu gestaltet, sie bringt Hoffnung und Freude überall hin, sie schenkt den Guten die Kraft, besserer Tage zu warten. Ist diese Narrheit nicht mehr wert als diejenige, die uns den gegenwärtigen furchtbaren Fiebertraum erleben läßt, diesen schmachvollen, schändlichen, mörderischen Krieg, dieses traurige Vergerniß, das uns entrüstet und uns die Fassung raubt.

Es hat innerhalb der Christenheit zu allen Zeiten zwei Strömungen gegeben: die eine rechnet mit den Verhältnissen, paßt sich ihnen an, ordnet sich ihnen unter. Sie sucht in den Grenzen des Möglichen ihr Bestes zu tun. So die Kirche, die sich mit dem Cäsar vergleicht, um der vortrefflichen Verwaltung des römischen Staates willen, so der Altar, der sich an den Thron lehnt, so unsere ehrwürdigen, bürgerlichen und christlichen Bräuche, welche die Stärke unserer Landeskirchen ausmachen und die ich ja nicht gering achten möchte, denn wir alle sind bis zu einem gewissen Grade ihre ergebenen Jünger.

Die andere Strömung weigert sich, mit der Wirklichkeit zu unterhandeln, sie richtet höhere Gesetze auf und beugt sich ihnen, unbekümmert um die Folgen und Wirkungen. So Paulus, der Jerusalem verläßt, um auf's Ungewisse hin in Armut die Welt zu durchwandern, so die lange Reihe der Märtyrer, so der heilige Franz, der eines Tages den Irrtümern seiner Jugend absagt und seine glänzende Umgebung verläßt, der fieberkranke Tolstoi, der wie ein alter Bettler in einem Bahnhofs stirbt. Meine Herren, ehren wir diese so ganz andere, uns beunruhigende Art, sich zum Christentum zu bekennen. Nicht allen ist sie gegeben, aber im Buch der Geschichte ist sie eingetragen.

Wir brauchen nicht weiter zu suchen. Baudraz ist ein Angehöriger jener nie aussterbenden Sondergemeinde, deren Sendung es zu sein scheint, jedem neuen Geschlechte die Hinfälligkeit unserer gesellschaftlichen Einrichtungen zu predigen und über die Gegenwart hinaus jene neue Zeit zu schauen, nach der sich unser Gewissen sehnt und die unser Empfinden fordert.

Baudraz ist weit davon entfernt, ein Anführer oder ein Schöpfer zu sein. Er ist schlicht und bescheiden. Seine Ueberzeugung, die er erst später nach und nach begründet hat, ist vor allem ursprünglich und gefühlsmäßig. Er hat keinen Kropotkin und keinen Elifée Reclus gelesen, er kennt weder die soziologischen, noch die sozialistischen Theoretiker. Er ist ganz von selber, in dem er sein Neues Testament las, zu seiner Ueberzeugung gekommen. Wenn ich früher von Baudraz hörte, so sah ich einen schulmeisterlichen Autodidakten vor mir, der über un-

verdauten Lesestoff theoretisiert. Seit ich aber Gelegenheit gehabt habe, mit ihm zu reden, hat sich dieses Bild verflüchtigt. Ich habe ihn verstehen gelernt, als er mir erzählte, daß er die Berichte von ein paar refraktären Muschiks gelesen habe, wie sie von Tolstojanern dem Druck übergeben worden sind. Diese Menschen hatten kaum lesen gelernt, als sie die Evangelien prüften und sich entschlossen, den Dienst zu verweigern. Drei von ihnen sind seither erschossen worden, zwei nach Sibirien deportiert. Baudraz hat mit lebhafter Teilnahme von ihnen gesprochen und hat zu mir gesagt: „Ich fühle mich diesen Menschen so nah, aber sie sind viel treuer als ich.“ In dieser Teilnahme, in dieser Bezeugung seiner Bruderschaft mit jenen armen kleinen Muschiks ist der ganze Baudraz enthalten. Kein überbildeter Lehrer Baudraz, kein Großstadtanarchist, kein Theoretiker und Autodidakt, sondern Baudraz, der Sohn, Enkel, Nachkomme von Bauern, ein Naturkind, ein einfaches Gemüt aus dem nördlichen Waadtland, wo man, fernab von der Straße, der Eisenbahn, in einer kleinen, stillen Welt lebt, wie es diejenige der Evangelien war, wo man sich mit politischen und sozialen Fragen nicht abgibt, aber wo man sich selbst und der alten väterlichen Bibel treu bleibt. Er ist der Bauernsohn, der sich zurückzieht, der nicht schwagen oder seine Ansichten verbreiten mag, der aber für sich selbst im reinen sein will, mit dem, was er für recht hält. Aufrichtig, ohne großen geistigen Horizont, ein einfaches Gemüt, ein wenig eigensinnig und einseitig, aber eine vornehme Natur, ausgezeichnet durch ihre Redlichkeit, ihre Treue, ihre Rechtschaffenheit, ist er jenen Muschiks verwandt, deren Traum ein Dorf, eine kleine Gegend wäre, wo das Ziel der christlichen Hoffnung, das Reich Gottes, wohnen könnte. Seine Seele beugt sich vor einem Gesetz, das er für allgemeinverbindlich hält, aber er will seine Auffassung niemandem aufdrängen. Er tut einfach was er muß. Er versucht gar nicht, seinen schwärmerischen Traum von solchem Gehorsam mit Hilfe von Kommissionen, Zeitungen, Parlamenten und Schiedsgerichten zu verwirklichen. Aber er handelt, und seine vereinzelte Handlung stellt dem Gewissen eines jeden von uns mehr Fragen, als noch so viele Kongresse und Versammlungen. Seine Handlungsweise bringt keine Lösung, aber sie fordert uns dringender auf, die Lösung zu suchen, als manche gelehrte Arbeit. Man hat Baudraz seine Widersprüche vorgeworfen.

Sind ihrer wirklich so viele, meine Herren Richter?

Als Sie ihn heute Morgen so wohlwollend verhörten, da hat einer von Ihnen ihm den Vorwurf gemacht, daß er nicht unter die Sanitätsmannschaft gehen wolle, daß er also zu schroff, zu absprechend sei und nicht am rechten Orte eine Grenze zu ziehen wisse. Ein anderer von Ihnen hat ihm den Vorwurf der Inkonsequenz gemacht, weil er seine Steuern zahlt und die Berechtigung der Polizei zugibt. Was bedeutet dieser Vorwurf, wenn nicht das Gegenteil des vorigen, nämlich, daß er nicht weit genug gehe? Meine Herren, seien wir gerecht. Wenn ein Mensch, zu Recht oder zu Unrecht, mit einem ererbten

Brauche bricht, so wird sich die Linie dieses Bruches nicht überall gleich weit von den gewohnten Anschauungen entfernen. Sie wird nie gerade sein, denn man bricht im Leben nie vollständig mit der Gesellschaft. Es bleibt immer eine Stelle, an der die Verbindung fortbauert, und das umso eher, wenn man die sonstigen bestehenden Gesetze des bürgerlichen Haushalts gelten läßt.

Man hat Baudraz für hochmütig gehalten. Diejenigen, die ihn näher kennen, haben diesen Eindruck nicht. Das haben Sie aus den Briefen des Herrn Pfarrer Berret und aus den Aussagen der Zeugen ersehen können.

Sie haben sich eine eigene Meinung bilden können.

Was bei Baudraz auffällt, das ist der sittliche Ernst seines Standpunktes. Es gibt drei Arten von Antimilitaristen: Der theoretische Antimilitarist, der Bücher gelesen und falsch verstanden hat und nun darauf sein Urtheil gründet. Zu diesen gehört Baudraz nicht. Dann der Gefühlsantimilitarist, der weichmütig zurückbebt vor der Idee des Blutvergießens und sich ein blumiges Paradies erträumt, aus dem jede Kraftleistung verbannt ist. Auch das paßt nicht auf Baudraz. Endlich der Antimilitarist aus Gewissens- und Pflichtgründen. Das ist Baudraz. Man muß es spüren, wie tief gegründet seine Ueberzeugung ist, wie lauter sein Gemüt, wie demütig seine Heiterkeit, welche Glück verrät und nicht Entfagung. Das ist es, was alle, die Baudraz kennen, für ihn einnimmt und ihnen Achtung abnötigt.

Man muß es sich immer wieder sagen: Der Antimilitarist Baudraz hat sich je und je die Sympathien erobert. Ich dachte es auch gestern, als ich die Akten durchblättert. Aus diesen Akten strömt ein Hauch von warmem Mitgefühl. Ueberall hat man diesen Angeklagten lieb gewonnen.

(Der Verteidiger erzählt einiges aus seinen Gesprächen mit Offizieren, die gerichtlich gegen Baudraz vorzugehen hatten.)

An der Front habe ich selten ein strenges Urtheil gehört. Viele Offiziere und Soldaten nehmen ihm seine Haltung nicht übel. Man sucht ihn zu verstehen, man bedauert ihn. Am strengsten sind vielleicht noch die Feldprediger. (Gelächter.) Ein Mensch, der treu das tut, was ihm sein Gewissen gebietet, flößt Achtung ein, auch wo man seine Ansichten nicht theilt. So ist es bei Baudraz.

Meine Herren Richter, ich bin zu Ende. Ich brauche Ihr Urtheil nicht zu beeinflussen. Sie haben ein Gesetz anzuwenden und Sie empfinden für Baudraz entweder Wohlwollen oder Mitleid. Sie werden nach Pflicht und Gewissen das Urtheil sprechen, und vielleicht haben Sie sich schon über eine annähernde Lösung geeinigt. Wenn aber einige von Ihnen noch zögern sollten, Milde anzuwenden, so erlauben Sie, daß ich Ihnen noch dies zu erwägen gebe: Eine zu strenge Strafe würde weder Baudraz noch dem Lande etwas nützen.

Die Wiederaufnahme eines Gerichtsverfahrens wie wir sie heute gehabt haben, ist für niemanden heilsam.

Auch muß man zugeben, daß etwas Unnatürliches darin liegt, wenn ein „conscientious objector“ vor ein Strafgericht berufen wird. Eine Demokratie, wie die unsrige, die militärisch und nicht militaristisch ist, muß dem besonderen Fall eines Mannes, der aus religiöser Ueberzeugung den Dienst verweigert, gerecht werden. Sie wird einen bürgerlichen Dienst einführen, der härter, länger, vielleicht gefährlicher ist, als der Militärdienst und wird so die Strafe in ähnlichen Fällen vermeiden.

Endlich, meine Herren, erlauben Sie mir, Ihnen noch dies zu sagen:

Wenn ein Landeskind durch ehrenhafte Bedenken abgehalten wird, in die Reihen des Heeres einzutreten, so begeht es eine Uebertretung, aber es bleibt ein Kind des Landes. Man darf es mit Milde behandeln.

Unsere Armee, die an der Grenze wacht, und die von den Höhen des Jura gegen Norden bis tief in die Vogesen hinein die blutige Linie der deutsch-französischen Front, die ferne Höhe der Brandstätten, das plötzliche Aufleuchten der Schrapnells erblickt und dagegen im Süden, in der schweizerischen Hochebene, unsere wohlbehüteten Heimstätten im Frieden ruhen sieht, diese Armee ist zu stark, sie ist sich ihrer heiligen Aufgabe zu sehr bewußt und ist zu stolz auf die Dienste, die sie dem Vaterland leistet, als daß sie sich entrüsten sollte, wenn das Gericht Milde übt gegen einen redlichen Mann, welchen sein Gewissen mitten im Dienste zum Stehen gebracht hat.

Die Ernte ist groß und wenige sind der Arbeiter. Nicht jeder hat die gleiche Aufgabe. Lassen Sie dies Kind Ihres Kantons bald zurückkehren in sein Amt, das Amt eines treuen, gewissenhaften Lehrers.

Im Kampfe um die Idee.

„... Die Arbeit, die für den Frieden versus Krieg, d. h. für Lebensentfaltung versus Vernichtung geleistet wird, ist eine im Einklange mit dem Weltgeist getane Arbeit, so recht, im wahrsten Sinne des Wortes „gottgefällig“. ... Wenn dieses Verständnis einmal in die Seelen dringt, und sie entzündet, wenn die Friedensbewegung zu einer andächtigen, zu einer (von Konfessionen abgesehen) religiösen Bewegung geworden ist, dann wird sie mit unwiderstehlicher Gewalt und mit Sturmeseile die Welt bezwingen.“

Bertha von Suttner.

So lange ein großer Wahrheitsverkünder seine Lehre nicht lückenlos systematisiert der Welt schwarz auf weiß übergeben hat, werden Gegner, denen diese Wahrheit unbequem ist, immer Mittel und Wege finden, die Absichten und Ziele dieser Apostel zu entstellen,